

ZUCKER IN MEHR ALS 13 SPRA- CHEN

Von
Bernhard Schulz



Lilo Knechtsand sammelte Zucker. Sie war ganz zufällig darauf gekommen, als sie in einem Roman, den sie bei Regenwetter zu lesen angefangen hatte, ein pergamentenes Tütchen fand, das losen Zucker umschlossen hatte. Sie erinnerte sich an jene Stunde, als sie in Verona im Café Fellini Espresso getrunken hatte. Obwohl es ein grauer, verregneter Tag gewesen war, hatte sie jetzt das Gefühl, glücklich gewesen zu sein. Das Zuckertütchen aus dem Café Fellini, Verona, Via Marconi 12, schenkte zum Lesezentrum erhobene Späher, auf dem ein Mohr mit Sombrero abgebildet war, wurde sozusagen das Grundtütchen ihrer Sammlung.

Sie fand es „todsich“, auf ihren Urlaubreisen die jeweiligen Zuckerkurationen zum Getränk einzustecken.

Frau Knechtsand ließ sich für jedes Land, das sie bereist hatte, eine Vitrine anfertigen, in der sie den Zucker zur Schau stellte. Die Vitrinen waren mit einem Aufdruck in Goldlettern versehen: „Zucker. Sammlung Frau Ernestine Knechtsand“, und darunter stand ebenfalls in Goldschrift „zucker“, „succharo“, „sugar“, „sucre“ — je nachdem. Frau Knechtsand kannte das Wort Zucker in allen Welt Sprachen. Zucker war etwas Internationales, Kosmopolitisches, Weltumspannendes, das sie faszinierte.

Ihr Mann, der nichts sammelte und Sammeln überhaupt nicht verstand, bemerkte gelegentlich: „Du reist nur, um Zucker zu kaufen!“

Darauf versetzte ihm die Gattin folgendes: „Ich habe wenigstens Ideen. Du, mein Lieber, hast noch nie eine Idee gehabt, unseren Alltag zu verschönern!“

„Verschönern!“ fragte Herr Knechtsand spöttisch zurück. „An deiner Stelle würde ich ‚verschüßen‘ sagen. Aber das Merkwürdige daran war, daß Frau Knechtsand gar nichts verschüßte; denn seitdem sie angefangen hatte, die dem Kaffee oder der Limonade beiliegende Ration Zucker in ihre Handtasche zu stecken, verzichtete sie ja auf Süße.

Angebote von Bekannten, ihr Zucker mitzubringen, etwa aus dem Reguise Bay Hotel in Hongkong, das doch so berühmt war, oder aus dem New Stanley in Nairobi, wohin ein Kollege ihres Mannes gezogen war, um einen Elefanten zu schießen, lehnte sie entschieden ab. Sie wollte ihre „Leidenschaft für brachliegenden Zucker“ — so nannte der Gatte es — nicht durch Angeberei und Fälschung aufwerten.

Sie hatte vor, etwas Originelles zu schaffen, das sie ihrer einzigen Tochter Lilo-Andrea hinterlassen konnte.

Unglücklicherweise geriet gerade diese einzige Tochter der Sammlung der Frau Ernestine Knechtsand zum Verhängnis, und das

kam so. Als Frau Knechtsand eines Sommers wieder unterwegs war, diesmal um in Spanien Zuckertütchen zu sammeln, veranstaltete die fünfjährige Lilo-Andrea mit vier gleichaltrigen Damen aus dem Kindergarten eine Art Kränzchen, in dessen Verlauf sämtliche Vitrinen geplündert und Zucker in mehr als dreizehn Sprachen und in derartigen Mengen verschleckt wurde, daß den Damen hinterher übel war.

Die Wirtschafterin versuchte zu retten, was nicht mehr zu retten war, sie hügelte die Papierchen auf und füllte sie mit simplem Haushaltszucker. Aber Frau Ernestine entdeckte den Betrug und brach in salzige Tränen aus. „Das Werk von Jahren ist vernichtet“, rief sie. Sie hatte recht: Noch nie war irgendwo und irgendwann eine Sammlung so kurzerhand und gemein verjuxzt worden.

Lilo-Andrea durfte mit keinem der Mädchen, die den kostbaren Zucker vernascht hatten, spielen. Die Wirtschafterin verließ das Haus und bezeichnete den Auftritt der gnädigen Frau geradeheraus als „hysterisches Theater“. Herr Knechtsand vermochte kaum, seine Schadenfreude zu verbergen, und alles in allem hatte das Zusammenleben der Familie Knechtsand einen eher sauren denn süßen Beigeschmack erhalten.

„Liebste, wie wär's mit Bierdeckeln!“ fragte Herr Knechtsand eines Tages. „Hier wird ebenso reichlich angeboten wie Zucker, und außerdem ist Lilo-Andrea viel zu verwöhnt, um in Papp zu beißen.“

Frau Knechtsand lehnte ab. Ihr lag nichts an Bierdeckeln. Sie fiel in den stumpfsinnigen Trott einer Hausfrau ohne Leidenschaft für brachliegenden Zucker zurück.